

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1958

2 (1958)

2

HEIMAT

Unsere



Lichtberg

4. JAHRGANG / 1958

Blätter aus der Wignitz

PL A 833



Aufn.: Reinhard Sauer, Perleberg

Perleberg, Brücke an der Grabenstraße

Zum Titelbild

An der Westseite der Kirche zu Kletzke sind zwei Grabsteine der Quitzows und einige Wappen aus Sandstein in das Mauerwerk eingelassen. Einer dieser Steine wird auf unserem Titelbild gezeigt und stellt einen Quitzow und seine Ehefrau dar.

Es ist die Arbeit eines tüchtigen Meisters der Renaissance, die in Sandstein ausgeführt wurde. Man sieht, daß es dem Auftraggeber besonders darauf ankam, Wohlhabenheit und Macht seines Geschlechts zur Schau zu stellen. Zu dieser Zeit hatte das Bürgertum bereits seine Ansprüche auf Kultur und Macht im Staate angemeldet und entfaltet. Der Adel war bestrebt, in diesem Wettlauf nicht zurückzustehen. So kommt in diesem Bildwerk die Macht weniger durch die Wehrhaftigkeit zum Ausdruck, im Gegensatz zu älteren Ritterdarstellungen, vielmehr durch die reichgeschmückte und mit Profilierung versehene Rüstung des Ritters, die wohl kaum zu kriegerischen Auseinandersetzungen gedient hat. Die massige Gestalt ist auch eher die eines Lebemannes, als die eines Kämpfers.

Freuen wir uns, daß tüchtige Handwerker und Künstler solche Kunstwerke hinterlassen haben und schützen wir sie vor Verfall und Zerstörung und betrachten wir sie aufmerksam, haben sie uns doch viel über ihre Zeit zu erzählen.

ARBEIT

Gehst du zur Arbeit,
tu es bewußt
und mit Stolz.

Ob du nun
Pläne entwirfst
und Zeichnungen
für den Bau neuer Städte

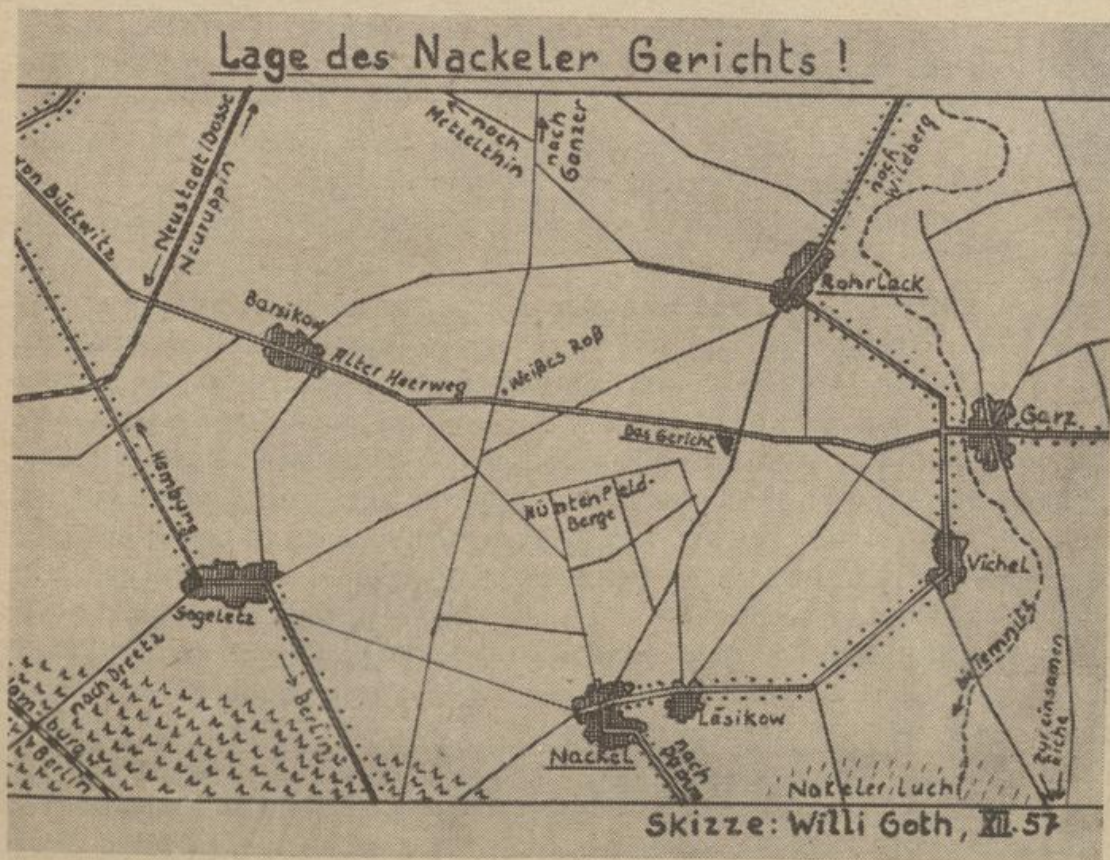
oder ob du
den Plänen
aus Stein und Mörtel
Leben verleihst
im gewaltigen Bauwerk,
das bleibt sich gleich.

Wichtig nur ist es
und höchste Ehre
für dich
und dein Volk,
daß deine Arbeit,
dein Können
und all dein Wissen
deinem Volke dienen
und der Zukunft.

Daß du
in die unendliche Kette
schaffender Menschen
dich einreihst,
gleich einem stählernen Glied,
unzerreißbar und fest.

Vom Nackeler Gericht

An dem Kreuzungspunkt der alten Heerstraße von Barsikow nach Garz und des Weges von Nackel nach Rohrlack, an der äußersten Kyritzer Kreisgrenze, befindet sich auf der Nackeler Feldmark ein Stückchen Land, das nicht beackert und nicht bestellt wird. Ohne Kenntnis der Dinge könnte man an dieser Stelle nichts Besonderes finden, eine Wegkreuzung wie viele andere, umrahmt von alten Weiden und Pappeln und mit einem Wegweiser auf der Nackeler Seite, der, wie am Kreuzweg üblich, nach vier Richtungen hin die Ortsbezeichnungen angibt. Und doch hat diese Stelle eine gewisse Bedeutung erlangt. Seit altersher wird dieser Platz in Dreiecksform „das Gericht“ genannt. Jede größere Landkarte hat diesen Punkt aufgenommen und ihn auch so bezeichnet.



Ein „Gericht“ auf dem Felde, weit ab von menschlichen Behausungen? Kann einem nicht allein schon bei dem Wort „Gericht“ ein gruseliges Schauern durchrieseln? Um wieviel mehr, wenn man an die vielen Hexenprozesse und überhaupt an die Gerichtsbarkeit, an die Hinrichtungen und das Zutodequälen der nach dem Römischen Recht abgeurteilten „armen Sünder“ der früheren Jahrhunderte denkt. Solche Empfindungen bestätigt auch der Rohrlacker Chronist, wenn er darüber folgendes schreibt: „Was in einzelnen sich im Ablauf der Jahrhunderte bei diesem „Gericht“ abgespielt hat an menschlichen Tragödien, gerechten und ungerechten Urteilen einer sehr harten Rechtsprechung; was bittere Tränen weinend und herzzerreißend, vom „Gericht“ wieder nach Hause ging, das ist uns heute nur schwer zurückzurufen.“ Wir wissen heute nicht mehr viel über die Einzelheiten, aber einiges konnte uns im Volksmund durch die Überlieferung von Generation zu Generation doch erhalten bleiben. Und wenn man bei alten Leuten in Nackel umfragt, was ihnen über das Gericht bekannt ist, dann werden sie eine grausige Geschichte erzählen, die Geschichte von einer Zigeunerin namens Vürig, die ihr neugeborenes uneheliches Kind erdrosselte und es den Schweinen des Sattlermeisters Bänker auf dem Gutshof in Nackel zum Fraße vorwarf und die alsdann zur Strafe für diese unmenschliche Tat auf der Gerichtsstelle von zwei Joch Ochsen auseinandergerissen wurde. Andere wollen nun wieder wissen, und zwar so, wie es ihnen die Großmutter erzählte, daß die Kindesmörderin nicht eine Zigeunerin, sondern eine adelige Dame gewesen sein soll. Ob diese Geschichte auf Wahrheit beruht oder ob es sich hierbei um eine Entstellung des nachfolgend geschilderten Falles handelt, ist nicht mehr nachweisbar. Akten und Hinweise für die Hinrichtung der Zigeunerin oder der adeligen Dame und auch solche aus noch früheren Zeiten sind heute nicht mehr aufzufinden.

Dagegen hinterließ uns das Nackeler Kirchenbuch eine Eintragung aus dem Jahre 1740, die vom damaligen Pfarrer Valentin Schneckenburger, der von 1699 bis 1749 in Nackel amtierte, vollzogen wurde. Er schrieb hierzu: „Über dies hat dies arme Dorf das Unglück gehabt in diesem Jahre, daß ein Mädchen Dorthe Lisbeth Mücke, eines Soldaten Tochter, die hier bei dem Durchmarsch ihrer Eltern war geboren, aber in Kyritz getauft ist, von dem Adolph Hohn zu Neuendorf, hier geschwängert in den Dienst der hiesigen Tit. Frl. v. Lüderitzen gekommen, welche dann leider ihr heimlich gebohrnes Kind mit etliche mahl um den Halß zugezogenen Schnur selbst als eine rechte Raben Mutter umgebracht, welches aber der gerechte Gott so fort des andern Tages früh ließ kund werden, drauf sie ihren gebührenden Lohn empfangen, daß, weil hier kein sonderlich (tiefes) Waßer (vorhanden) ist, sie enthauptet, der nackte Leib auf dem Rade geleet und das Haupt oben auf genagelt wurde. Sie ging freudig zu Tode und schiene sich sehr wohl dazu bereitet haben. Der Mord ist geschehen, den 28ten Mart

(März) des Abends, die execution (Hinrichtung) wurde vollzogen den 28. Jun.“

An sich wurden Kindesmörderinnen zur damaligen Zeit nach der Blut- und Halsgerichtsordnung ertränkt. Da sich jedoch in oder in der Nähe von Nackel kein so tiefes Wasser befand, hatte man die geschilderte Hinrichtung, das Rädern, vorgezogen. Das Urteil selbst, das vom König bestätigt sein mußte, fällte das Patrimonialgericht (örtliches Gutsgericht), den Vollzug dagegen führte der Wusterhausener Scharfrichter mit seinen Knechten durch. Es mag eines der letzten Urteile dieser Art gewesen sein, denn im Jahre 1747 wurde den Ortsgerichten „das Blutgericht“ entzogen und die Strafgerichtsbarkeit neu geordnet, auch die Zahl der Todesstrafen wurde verringert, und die Folterungen wurden abgeschafft.

Dieses im Nackeler Kirchenbuch erwähnte Todesurteil wie auch die sonstigen Hinrichtungen vollstreckte man damals unter Hinzuziehung der Oeffentlichkeit. Alt und jung strömte aus der näheren und weiteren Umgebung herbei, um sich eine solche sensationelle Begebenheit nicht entgehen zu lassen. Daß hierbei der Aberglaube eine große und besondere Rolle spielte, dürfte deswegen auch nicht verwundern. So stürzten sich z. B., sobald das Urteil an dem Deliquenten auf dem Blutgerüst vollzogen war, Abergläubische vor, um das heruntertropfende Blut mit Tüchern aufzufangen. Es sollte als Heilmittel für verschiedene Krankheiten Verwendung finden. Auch versuchte man Teile des Strickes, mit dem die Verurteilten gebunden waren, zu erhaschen. Dieser Strick galt als Schutzmittel gegen Zauberei.

Durch einen sensationellen Bericht des Zeitungsreporters eines Berliner Blattes um die Jahrhundertwende, in dem mit Ungenauigkeit, fantasieentstellten Namen und Todesumständen eine Hinrichtung vor den Augen der Tochter des Gutsherrn von Lüderitz, die unverheiratet im Jungfernhaus des Rittergutes am Ende des Dorfes wohnte, geschildert wurde, kamen Zweifel auf, ob „das Gericht“ zu dieser Zeit noch die Hinrichtungs- oder nur die Begräbnisstelle für Gerichtete und Selbstmörder sein konnte. Daß auch Selbstmörder hier am Gericht, also möglichst weit entfernt vom Dorf, ihre letzte Ruhe fanden, steht fest, denn das Nackeler Kirchenbuch bringt in Fortsetzung des vorhin Gesagten aus dem gleichen Jahr 1740 eine weitere Eintragung: „Doch dies Unglück blieb nicht allein (gemeint ist der Fall Mücke), sondern es erfolgte noch ein anderes, daß nemlich Andres Bruhne seine Frau Margret Sophie Wagener sich auf der Absiß (Abseite) an ihrem Hause den 25. Aug. des morgens etwa zwischen 7 und 8 Uhr selbst erhenkt. Sie gerieth fast schon vor der Hochzeit in schwermütige Gedanken, weil wegen des harten und langen Winters alles anfang knap zu werden. Es wurde an ihr mit geist- und leiblichen Mitteln gearbeitet, sie auch an der Kette gelegen, alles Unheil zu verhüten, doch dann und wann nach Befinden ihres Zustandes wieder loßgemacht. Am bemeldeten Tage

nun, da sie ihrem Mann das Frühstück zu recht gemacht, und es ihm durch ihre Stieftochter hingeschickt, ist sie wieder jedermanns Vermutung mit der unseeligen Arbeit geschäftigt daß bey der Zurückkunft des Kindes, sie albreit (bereits) erstickt ist. Sie wurde von Scharfrichter im Sack auf einem Schlitten hinaus nach der Gerichtsstätte gefahren und begraben.“

Diese einstigen Schreckenstage des Blutgerichts sind nun seit langem vorüber und leben nur noch in der Erinnerung. Aus Pietätsgründen setzen sich nach wie vor Männer und Frauen während der Vesperpause, wenn sie auf diesem Schlag ihre Feldarbeit verrichten, niemals in das hohe Gras am „Gericht“. Es wird ferner noch erzählt, daß auf diesem Stückchen Land keine Frucht wächst, es wäre früher einmal versucht worden, doch nichts sei gediehen. So blieb diese Stätte seit Jahrhunderten unbebaut liegen und wird wohl auch für die weitere Zukunft so liegen bleiben. Der Name „das Gericht“ ist aber volkstümlich geworden; er erinnert uns an die dunkelste Zeit deutscher Rechtsprechung.



Aufn.: Hans Jürgen Köster, Hagen-Vorhalle
Perleberg, „Neue Mühle“

Die Sage vom „Faulen See“ bei Breddin*)

Mitten im Walde stand vorzeiten eine durch Graben und Mauer geschützte Burg. Dort lebte ein Ritter mit seiner Tochter. Zur Sommerzeit ritten sie zu den Nachbarburgen, um an fröhlichen Kampfspielen teilzunehmen. An den langen Winterabenden saßen sie am flackernden Feuer des Kamins und erfreuten sich am Saitenspiel und an alten Liedern. Eines Tages im Herbst brachte man den Vater von einer Jagd tot nach Hause. Ein Sturz mit dem Pferde hatte sein Leben beendet. Tiefe Trauer erfüllte die Burg. Fortan waren Saitenspiel und Lieder verstummt. Die Tochter lebte still und einsam.

Die Kunde von dem Tode des Ritters drang bis in die nördliche Prignitz. Dort lebten auf einer alten Burg zwei Brüder. Jetzt hielt der jüngere Ritter die Zeit für gekommen, für sich eine Burg zu gewinnen. Er schickte einen seiner getreuesten Mannen als Werber zu dem Burgfräulein und ließ um ihre Hand anhalten. Doch das schöne Ritterfräulein kannte ihn als einen rauhen Kriegermann und war ihm nicht gewogen. Der abgewiesene Freier fühlte sich in seiner Ehre gekränkt. Er beschloß, die stolze Besitzerin mit Gewalt zu entführen.

In aller Stille sammelte er seine Knappen und Knechte. Nach einigen Wochen ritt er mit seinen Reisigen durch die nächtlichen Wälder der Burg zu, die er im Morgengrauen erreichte. Sofort gab er den Befehl zum Angriff. Die Kriegerleute stürmten mit ihren Waffen und Sturmleitern auf die Burg zu, um die Mauern zu ersteigen. Sie fanden aber heftigen Widerstand. Damit hatte der Ritter nicht gerechnet. Die Besitzerin der Burg hatte diesen Überfall geahnt und schon seit einigen Tagen Mauern und Tore stark besetzt, so daß es dem Angreifer nicht gelang, die Mauern zu nehmen. Der Angriff wurde mit großen Verlusten abgeschlagen. Der Feind zog sich in die weiten Wälder zurück. In der Burg herrschte großer Jubel über den Sieg.

*) siehe „Unsere Heimat“ 1957/3, Seite 90

Die Freude der Burginsassen sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein. Der Ritter bereitete einen neuen Angriff vor. Er verstärkte seine Mannen und versuchte, durch befreundete Ritter über die Besetzung der Burg Auskunft zu erhalten. Einigen Kriegsleuten war es durch List gelungen, die schwächsten Stellen der Burg zu erkunden. An einem nebligen Herbstmorgen näherte sich der Feind mit Brettern und Sturmleitern der Burg. Ehe die Verteidiger zum Kampf bereit waren, hatte der Angreifer den Graben überschritten und die Mauern erstiegen. Trotz größter Tapferkeit der Burgmannen, die inzwischen mit ihren Waffen zu den Toren und Mauern geeilt waren, gelang es den Feinden bald, an den schwächsten Stellen Fuß zu fassen. Mehr und mehr Feinde erstiegen die Mauern und sprangen in den Burghof. Ein Tor wurde genommen. Durch das geöffnete Tor stürmten nun die Feinde in hellen Scharen hinein. Alles war verloren. Das Burgfräulein flüchtete mit einigen ihrer Getreuen in den Burgturm und glaubte, dort sicher zu sein. Die Feinde aber zerschlugen die dicke Bohlentür und drangen unter Führung des Ritters mit viel Geschrei in den Turm ein. Es gab keinen Ausweg, keine Rettung! In der höchsten Not verwünschte die stolze Besitzerin ihre Burg: „Du Burg meiner Väter“, so rief sie, „versinke in die Tiefe mit allem, was darin ist!“ Sogleich begann der Turm zu schwanken, man hörte ein Gurgeln, ein Brodeln — und nach kurzer Zeit war die Burg mit Mauer und Toren, mit Freund und Feind in die Tiefe gesunken. Dunkles, mooriges Wasser quoll herauf und bedeckte weithin die Stelle, wo bisher die Burg gestanden hatte. Der „Faule See“ war geboren.

In stillen Sommernächten, wenn Sumpf und Wald im ungewissen Lichte des Mondes wie verzaubert daliegen, hört man hin und wieder seltsame Laute von der Mitte des Sees her. Das klingt wie Saitenspiel, schwermütige Weisen erklingen leise durch die Nacht. Und dann wieder ist es wie ein Klagen, wie ein Seufzen und Stöhnen: die Toten der versunkenen Burg gehen um und beklagen ihr schreckliches Ende.

Ganz anders ist es in dunklen und wilden Sturmnächten. Das heult, das dröhnt und kracht! Man glaubt, Schreie zu hören, die dem einsamen Wanderer durch Mark und Bein gehen. Der Kampf um die Burg scheint aufs neue entbrannt zu sein. Dann, o Wanderer, verweile nicht länger dort! Verlasse eilig diesen unheimlichen Ort! Du könntest sonst in den Kampf hineingezogen werden. Das wäre für dich nicht gut!



Aufn.: G. Schmalfuß, Perleberg

*Winterfreuden auf der Stepenitz
Perleberg, Im Hagen*

OTTO WOSTMANN, BREDDIN, KREIS KYRITZ

Der Urnenfriedhof bei Breddin

Von der Mitte des Dorfes Breddin führt ein Feldweg — „Wiesenweg“ genannt — in südöstlicher Richtung zu den Wiesenbergen. Das Gelände steigt allmählich an und erreicht hinter dem alten Postweg Havelberg—Kyritz den höchsten Punkt der Feldmark (52,5 m). Etwa 50 m links des Weges steht der trigonometrische Stein. Noch ein kleines Stückchen weiter, und der Weg läuft in einen Hohlweg hinein und führt ziemlich steil talwärts. Bald ist der Weg Kümmernitz—Stüdenitz erreicht. Folgen wir diesem Weg in Richtung Stüdenitz, so sehen wir links die steilen Hänge der Wiesenberge. Kleine Waldstreifen ziehen sich von der Höhe bis an den Weg herunter. Rechts des Weges dehnt sich weithin das Urstromtal. Hinter

den Büschen und Bäumen tauchen einzelne Häuser auf; es sind die Höfe der von Friedrich II. 1776 gegründeten Kolonie Sophiendorf.

Viele schmale und kurze Wege führen in die bewaldeten Hänge hinein. Die Breddiner Bauern haben hier jahrzehntelang Sand für ihre niedrigen und feuchten Wiesen, die fast bis Sophiendorf heranreichen, abgefahren. In den Sandgruben fanden sie oft Tonscherben, die sie achtlos beiseite warfen, weil sie deren Bedeutung nicht erkannten. Auch auf den Wiesenbergen fanden die Bauern beim Pflügen häufig Scherben. Der Bahnmeister Keil in Breddin hörte davon und sah sich die Scherben an. Er las damals in zwei Aufsätzen von Dr. Kiekebusch, dem Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums in Berlin, über Ausgrabungen und vorgeschichtliche Funde. Diese Abhandlungen brachten ihn auf den Gedanken, daß die Tonscherben zerstörte Urnen sein könnten. Er schrieb an den Verfasser der Artikel und berichtete ihm über die auf den Wiesenbergen gefundenen Scherben. Auf Grund dieser Mitteilung kam Dr. Kiekebusch im Frühjahr 1912 nach Breddin, um die ersten Untersuchungen vorzunehmen.

Doch hören wir den Vorgeschichtsforscher nun selbst. In der „Berliner Morgenpost“ berichtete er damals über seine Ausgrabungen auf den Wiesenbergen. Das Wichtigste dieses Aufsatzes soll hier mitgeteilt werden. Er schrieb:

„Nach der ersten Besichtigung schon konnte ich feststellen, daß wir es bei Breddin mit einem der ergiebigsten Fundplätze aus märkischer Vorzeit zu tun haben. Beinahe der ganze Raum zwischen zweien der Hohlwege in einer Ausdehnung von mehr als 1 km, also 10 bis 15 Minuten Weges, ist von vorgeschichtlichen Gräbern bedeckt. Ein Riesengräberfeld also, das von der Höhe bis zum Fuß des Abhanges hinunterreicht, läßt uns ahnen, wir stark diese Gegend vor Tausenden von Jahren schon besiedelt war. Wasser, Wiesen und Acker boten hier nach allen Seiten hin die Möglichkeit, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen. Ackerbau und vor allem die Viehzucht haben hier ganze Geschlechter der Vorzeit reichlich ernährt.

Den Breddiner Bewohnern war der Platz eigentlich stets bekannt. In alter wie in neuer Zeit ist hier „gebuddelt“ worden; ganz vereinzelt gelangten auch einmal in ein Museum. Für die Wissenschaft blieb der Platz so gut wie unfruchtbar. Überall umhergestreute Steine, die traurigen Reste zerstörter Gräber, verraten noch heute, wie hier gehaust worden ist. Was mag da alles schon in Trümmer gegangen sein? Doch, das Geschehene läßt sich nicht ungeschehen machen. Jetzt wenigstens hört der Raubbau auf. Sämtliche Besitzer haben nach aufklärenden Vorstellungen

in einsichtsvoller Weise jedem Unberufenen das Graben verboten, und so ist Hoffnung vorhanden, daß die wissenschaftliche Forschung noch manche Frage klären kann.

Schon die erste fünftägige Ausgrabung des Märkischen Museums hat uns Aufschluß gegeben über einige der schwierigsten Rätsel. Wann wurden am Abhange die Toten begraben? Wo liegen die Siedlungen? Ein großer Teil des Abbaugeländes ist mit Wald bestanden. Ein anderer Teil liegt unter dem Wege. Da ist eine systematische Ausgrabung sehr schwierig. Mehrere Gestelle führen vom Fuße zur Höhe hinauf. Sie werden zum Abfahren von Holz und Sand benutzt. Muß man auch meinen, daß die Urnen vielleicht schon durch die Last der Wagen sehr gelitten haben, so darf man doch aber annehmen, daß die Wege von gelegentlichen Raubgräbereien verschont blieben, also vielleicht noch ein klares Bild der alten Anlage bieten. Die Hoffnung täuschte uns nicht. In fünf Tagen konnten auf einem der Wege mehr als 30 Gräber aufgedeckt werden. Die meisten von ihnen lagen tiefer unter der Oberfläche, als es gewöhnlich der Fall ist. Der vom Regen herabgespülte Sand behindert noch heute nicht selten den regelrechten Verkehr auf dem am Fuße des Abhangs entlangziehenden Wege nach Kümmernitz. Im Laufe einiger tausend Jahre kann hier sehr wohl der ganze Boden etwas erhöht worden sein. Die Gräber bestanden fast ausschließlich aus großen Steinpackungen. Innerhalb dieser Packung steht die Urne, die fast immer mit einer Deckelschale verschlossen ist. Die Urne enthält bis zum zweiten Drittel hinan Leichenbrand, das heißt, die Knochenreste eines bei offenem Feuer verbrannten Leichnams.

Der in Angriff genommene Weg führte nicht bis zur Höhe hinauf. Er endigte in einer Sandgrube. Gar nicht weit von dieser Grube, also möglichst weit zur Höhe hinauf, fand sich ein schon früher zerstörtes Grab. Nur der untere Teil der Urne war noch vorhanden. Darin lag der Kopfteil einer Bronzenadel, deren Hals schwanenhalsartig gebogen ist. Dieser Rest der Schwanenhalsnadel setzt den Fund in die Periode des Überganges von der Bronze- zur Eisenzeit, also etwa in das Jahr 800 v. Chr. Etwas weiter abwärts wurde in einem Grabe ein eisernes Sichelmesser gefunden, und noch tiefer hinab enthielt eine Urne, deren Form schon auf eine spätere Zeit schließen ließ, dünne Bronzeohrringe, die einem aufgeblähten Segel gleichen und aus diesem Grunde Segelohrringe genannt werden. Denselben Schmuck barg noch im Verein mit einem eisernen Gürtelhaken ein zweites Gefäß. Segelohrringe und Gürtelhaken gehören der letzten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts an, einer Periode, die man in der Vorgeschichtswissenschaft als La-Tène-Zeit bezeichnet. Die bisher aufgedeckten La-Tène-Gräber liegen mehr am unte-

ren Teile des Abhangs, die etwas älteren Gräber etwa in der Mitte. Da lag der Gedanke nahe, daß noch weiter hinauf nach der Höhe zu oder gar auf der Höhe selbst die ältesten Grabstätten liegen könnten. Die Vermutung wurde bestätigt durch einen auf der Höhe ackernden Landwirt, der erzählte, daß er vor mehreren Jahren auf seinem Grund und Boden zwei Gräber gefunden habe, die schöne Bronzenadeln enthielten. Eine davon besitzt sogar das Märkische Museum. Nur der Fundort war nicht genauer bekannt.

Jedenfalls schien der Platz viel zu versprechen. Ich setzte in dem angrenzenden Walde den Spaten an und war von dem Erfolg mehr als überrascht. Innerhalb einer umfangreichen Steinpackung stand ein großes Tongefäß, das sorgfältig mit einer Steinplatte zugedeckt war. Das große Gefäß allein sagte mir schon durch seine Form, daß es der Bronzezeit angehörte. Im oberen Drittel dieser Urne stand auf dem Leichenbrande ein kleines, sehr schön geformtes Tongefäß, in dem man wohl dem Verstorbenen Speisen oder Getränke als Wegzehrung mit auf den weiten Weg ins unbekannte Land gegeben hatte. An jeder Seite des Gefäßes saßen zwei niedliche Ösenhenkel. Neben diesem kleineren Tongefäß lag ein kostbares Schmuckstück, eine vom Zahn der Zeit mit grüner Patina überzogene *Gewandnadel* aus Bronze. Die Nadel selbst ist höchst einfach; nur der Kopf ist etwas verbreitert und mit schlichten Strichen verziert. Der Hals der Nadel ist durchbohrt. Durch diese Durchbohrung ist ein Bronzedraht gezogen, der in der Mitte einen ovalen, ebenfalls mit Strichen verzierten Bügel bildet und an beiden Seiten in schön gewundenen Spiralen endigt. Die ganze *Gewandnadel* (Fibel) hat ungefähr die Länge eines Fingers und diente dem praktischen Zweck, das Kleid oder den Mantel zu schließen, ebenso gut, wie einst die neu und goldig glänzende Bronze einen beliebten und eigenartigen Schmuck darstellte. Diese Fibel gibt mit erfreulicher Genauigkeit das Alter des Grabes an. Sie wurde getragen um die Mitte des 2. Jahrtausends vor Chr.

Die Hebung des interessanten Grabes war eine spannende, ja geradezu aufregende Arbeit. Die aus Breddin und der Umgegend herbeigeeilten Zuschauer kamen dabei auf ihre Kosten.

Die Urne stand unmittelbar am Wurzelwerk eines mächtigen Waldriesen. Eine Wurzel war in ihrer Jugend an der Urne heruntergewachsen, nachdem sie durch das Gefäß von ihrer Bahn abgelenkt worden war. Im Laufe der Jahre armstark geworden, drückte sie nun auf die Gefäßwand und schien mit ihr ganz verwachsen zu sein. Oberhalb und unterhalb der Urne mußte man die Wurzel durchsägen, und dann wurde sie mit der Urne

in einen Gazen- und Gipsverband gehüllt, emporgehoben und in Sicherheit gebracht.

Derselbe Tag förderte noch andere interessante Funde ans Licht. In einer größeren Urne, weiter abwärts am Abhange, stand wieder ein kleines Beigefäß mit fast kugeligem Boden, und außerdem lagen auf dem Leichenbrande eine Plattenfibel aus Bronze und ein ebenfalls bronzenener Knopf mit einer Öse an der Innenseite.

Die gehobenen Altertümer gehören der Zeit von 1500 bis 200 vor Chr. an. So war die Ausbeute der ersten Ausgrabung eine ganz außerordentlich erfolgreiche nach jeder Richtung hin. Sie wurde noch bedeutender durch die Entdeckung des Grundrisses eines vorgeschichtlichen Hauses am Wegweiser nach Sophiendorf.“

In einer Vorlesung an der Universität Berlin berichtete Dr. Kiekebusch über seine Ausgrabungen bei Breddin. Zum Schluß seiner Vorlesung sagte er: „Ich habe am Gräberfeld von Breddin festgestellt, daß es 1300 Jahre lang vom gleichen Volksstamm belegt war, da aber die Letzten Germanen waren, müssen alle Germanen gewesen sein.“

Soweit Dr. Kiekebusch. Die Germanen, die in unserer Gegend wohnten, waren wahrscheinlich Semnonen, die sich durch ihre eigenartige Haartracht von den anderen germanischen Stämmen unterschieden. Die Männer trugen die Haare auf der rechten Seite des Kopfes zu einem Knoten zusammengefaßt.

Etwa 120 vor der Zeitrechnung hörte die starke Besiedlung der Wiesenberge plötzlich auf. Damals zogen die Cimbern und Teutonen von Jütland her an der Elbe aufwärts und nahmen auch die Bewohner der südlichen Prignitz mit. Diese waren später auch an den großen Kämpfen in Italien beteiligt und gingen dort mit den Cimbern und Teutonen zugrunde.

Die wertvollsten Urnen mit Beigaben kamen in das Märkische Museum. Die Gemeinde Breddin erhielt eine Anzahl Urnen zugewiesen, die zuerst in der jetzigen Konsum-Gaststätte am Bahnhof in einem großen Glaschrank aufgehoben wurden. 1920 kam der Schrank mit den Urnen in die Schule und wurde auf dem oberen Flur aufgestellt. Am Ende des 2. Weltkrieges gingen alle Urnen mit ihren Beigaben bis auf eine, die jetzt im Lehrerzimmer der Schule aufbewahrt wird, verloren. Die Urnen lagen zerbrochen auf dem Schulboden. Heute steht der Urnenschrank noch in der Schule, er dient anderen Zwecken.

Das Märkische Museum in Berlin hat unter den Bombenangriffen der letzten Kriegsjahre schwer gelitten. Viele vorgeschichtlichen Funde wurden zerstört. Die Urnen von Breddin sollen gerettet worden sein.



Selbst der Winter kann die tiefen Wunden, die unseren Weinbergen noch immer geschlagen werden, nicht zudecken. Wann wird dieses schöne Stückchen unserer Heimat, das geologisch und biologisch so interessant ist, das auch in der Geschichte der Stadt Perleberg eine Rolle spielt und uns den herrlichen Blick ins weite Prignitzer Land gewährt, endlich unter den Schutz unseres Staates gestellt?



Aufn.: G. Schmalfuß, Perleberg



Abbau am Golmer Berg bei Groß-Buchholz



*Aufn.: Albert Hoppe, Perleberg
und am Mühlenberg bei Groß-Leppin*

Wir veröffentlichen nachstehend einen Brief der Zentralen Kommission Natur- und Heimatfreunde zur Vorbereitung des V. Bundestages des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands.

Berlin, den 18. Dezember 1957

An alle Natur- und Heimatfreunde!

Freunde,

hört: Wir alle, ob wir an der Drehbank stehen oder den Acker pflügen, ob wir an den Schulen des Volkes lehren oder in seinen Instituten wirken, — wir haben ein Vaterland. Es ist ein Land unserer Liebe, in dem der Wald und das Wasser, der Boden und was er an Schätzen birgt, die altehrwürdigen Bauten und die neuen Kulturhäuser, die Werkbänke und die Traktoren den Arbeitenden dienen, ein Land, in dem wir das erste Mal in der deutschen Geschichte zum Staat ja sagen können, freudigen Herzens, weil es ein Staat des werktätigen Volkes ist: die Deutsche Demokratische Republik. Geführt von der Arbeiterklasse haben sich alle Werktätigen diesen Staat geschaffen, geführt von ihr werden sie ihn weiter aufbauen. Voll Zuversicht dürfen wir heute unsere Heimat rühmen: friedliches Land auf dem Wege zum Sozialismus!

Diese, unsere Liebe zur Heimat haben die deutschen Nationalisten nie gekannt. Junker, Schlotbarone und ihre Militärs haben das Wort Vaterland nur mißbraucht, um Chauvinismus und Revanchegelüste im deutschen Volk zu züchten. Wieviel nationales Unheil hat uns das gebracht! Mit Abscheu vernehmen wir, daß in westdeutschen Landsmannschaften und nationalistischen Verbänden die Heimatliebe werktätiger Menschen wieder irregeleitet und mißbraucht wird, um Haß gegen unsere Nachbarvölker, vor allem gegen die Völker der Sowjetunion und der Volksdemokratien, zu schüren, Völkerhaß als glimmenden Funken des Krieges. Wir rufen den westdeutschen Heimatfreunden zu: Ein Land, in dem Militaristen herrschen, ist eine stete Gefahr. Ein geeintes deutsches Vaterland aber kann es nur geben, wenn ihr die Herrschaft der Militaristen und der Konzerne brecht. Gemeinsames Handeln aller deutschen Demokraten und Sozialisten

muß verhindern, daß in Deutschland je wieder ein Krieg ausbreche, denn unsere Heimat soll keine Atomwüste werden. Das Friedensmanifest der kommunistischen und Arbeiterparteien ist deshalb auch unser Bekenntnis. Freunde, hört: Unser Stolz auf die Heimat ist ein wachsamer Stolz, unsere Liebe zu ihr eine Liebe der guten Tat! Baut, schafft, lehrt für unsere Heimat, hütet die Güter ihrer Kultur, erforscht ihre Geschichte als eine Geschichte des schaffenden, seine Rechte erkämpfenden Volkes, das nun endlich befreit ist, mehrt die Schönheit unserer Dörfer und Städte, schützt unsere Wälder und Gewässer — aber vergeßt nie, daß nur der Sozialismus dieses Land ganz zu unserem Vaterland machen kann. Bedenkt das, und handelt — handelt sozialistisch! Das heißt: einer hohen Moral gerecht werden, seine Heimat auf neue Weise lieben, alle friedfertigen Völker als Freunde achten, den unterdrückten Nationen auf dem Wege zur Freiheit beistehen und dem weltweiten Werk der Befreiten dienen. Neue Gesetze der Menschlichkeit bestimmen unser Leben, die Gesetze des Sozialismus. Der V. Bundestag des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands steht bevor. Eine Zeit, in der unsere Organisation sich Rechenschaft über ihr Handeln ablegt, soll eine Zeit solcher Überlegungen sein. Nutzt sie, um noch einmal den Entwurf der neuen Grundaufgaben zu beraten; überprüft auch, wie weit ihr die 14 Leitsätze, die von den Delegierten aller Natur- und Heimatfreunde in Weimar beschlossen worden sind, erfüllt habt. Die neuen Grundaufgaben des Kulturbundes, unserer großen demokratischen Organisation, die für eine sozialistische Kultur eintritt, werden für uns Richtschnur der Arbeit sein.

Zentrale Kommission
Natur- und Heimatfreunde
im
Kulturbund zur demokratischen
Erneuerung Deutschlands

Ein Heimatspiel

Wir hatten zunächst die Absicht, aus jedem der Heimatspiele von Will Anders eine bedeutsame Szene zu veröffentlichen. Da jedoch zahlreiche Anfragen von Interessenten und Bibliotheken aus der Prignitz, aber auch aus Frankfurt, Leipzig, Hamburg, Hessen und Heidelberg eingingen, haben wir uns entschlossen, das Schulze-Kersten-Drama „Saat des Sturmes“ in Fortsetzungen zu veröffentlichen.

Die Aufführung dieses Stückes hat eine lebhaftere Diskussion ausgelöst. Die Berichterstattung der Presse war widerspruchsvoll und zum Teil fehlerhaft. Durch Streichungen wurde in einigen Berichten die Meinung der Berichterstatter ungenau wiedergegeben. Tatsache ist, daß das Stück weder einen dramatischen Konflikt, noch einen, die Handlung wesentlich beeinflussenden, positiven Helden enthält. Beides ist in den Ereignissen, die sich 1807 in Kyritz abspielten und die wir in dem Artikel: „Die Franzosen in Kyritz“ in den Heften 4—6/1957 schilderten, nicht enthalten. Der Verfasser des Spieles hätte also die Ereignisse, wie auch die Personen und ihre Beziehungen zueinander wesentlich anders schildern müssen, als es den Tatsachen entspräche. Das ist zwar bei Bühnenwerken üblich (Egmont, Jungfrau von Orleans), bei „Saat des Sturmes“ kam es dem Verfasser jedoch weniger darauf an, ein allen Regeln der Dramaturgie entsprechendes Bühnenwerk zu schaffen, als eine geschichtliche Episode möglichst wahrheitsgemäß zu schildern. So wurden lediglich die Figuren des Majors v. Bärwald und der Tanten Minchen und Linchen, jener als Vertreter des überheblichen preußischen Adels, diese als Vertreterinnen des bigotten Bürgertums, sowie die des Studenten Alexander als Träger der Ideen eines Fichte, Stein, Arndt u. a. und späterer Freiheitskämpfer hinzugefügt. Der Hinweis, Alexander habe im Stück zu wenig Aktion, ist formal richtig, man möge aber bedenken, daß 1807 in Brandenburg noch kein wesentlicher Widerstand gegen Napoleon möglich war. Erst nach der klugen und heldenhaften Vorarbeit fortschrittlicher Männer wie Schill, Scharnhorst, Gneisenau usw. und nach den Niederlagen, die die Völker Rußlands dem Korsen beibrachten, konnte sich das preußische Volk erheben. Wie das in der Prignitz geschah, sollte in einem weiteren Spiel, in dessen Mittelpunkt Alexander stehen könnte, geschildert werden.

Gerade die Blindheit Kerstens und Schulzes gegenüber den Ereignissen und das Bemühen des Magistrats, allen Forderungen der Besatzungsmacht nachzukommen, um jede Unannehmlichkeit von sich und der Stadt abzuwenden, sind bezeichnend für das Kleinbürgertum, damals wie heute. Es gibt keine Unparteilichkeit, wenn Kriegstreiber rüsten und dein Volk angreifen. Sei ein Kämpfer gegen sie, bevor sie die Welt in Brand stecken, der Krieg vernichtet auch die, die da meinen, „neutral“ bleiben zu können oder „sich an nichts beteiligt zu haben“. Das ist es, was uns der Tod jener beiden Kyritzer zeigte und was der Verfasser in dramatischer Form schildern wollte.

Die Uraufführung erfolgte am 6. September 1957 durch die Heimatspielgruppe des Kulturbundes in Kyritz unter der Regie von Walter Timm.

Saat des Sturmes

Ein Heimatspiel in 10 Bildern von Will Anders

Ort der Handlung: Kyritz

Die Personen des Spiels:

Karl Friedrich Schulze, Stadtkämmerer
Karl Friedrich Kersten, Kaufmann
Johann Wilhelm Schrader, Justizdirektor und 1. Bürgermeister
Friedrich Wilhelm Krüger, 2. Bürgermeister
Christiane Kersten
Frau Brandt, Christianes Mutter
Alexander Brandt, Student, Christianes Bruder
v. Bärwald, preußischer Major a. D.
Ballerstädt, Kaufmann, z. Z. Gendarm
Baldenius, Kaufmann, z. Zt. Gendarm
Frau Schrader, die Frau des Bürgermeisters
Frau Krüger, die Frau des 2. Bürgermeisters
Caroline Neumann, die Schwester der Frau Schrader
Frau Schulze, die Mutter des Kämmerers
Linchen und Minchen, Tanten Christiane Kerstens
Miesner, Mühlenmeister
Schwarz, Kaufmann
Meyer, Ackerbürger
Schäfer, Ackerbürger
Kluth, Nachtwächter und Totengräber
Balzer, Bäckermeister
Belitz, Diener bei Kersten
Treu, ehemaliger „Gelber Reiter“ (Kürassiere in Kyritz)
Frau Meier, Ackerbürgerin
H. J. Cervus, Kommissionär der französischen Armee
Johann Fischer, preußischer Husarenwachtmeister
Dau und Schickerling, preußische Husaren
v. Kergefroid, nassau-usingischer Hauptmann
Trapp, nassau-usingischer Korporal
Kauß, Sommer und Emmert, nassau-usingische Soldaten
Le Preux, Präsident des Sondergerichts
Létu, franz. Leutnant und Protokollführer des Sondergerichts
Kyritzer Bürger, Bürgerinnen und Kinder, preußische u. nassau-usingische
Soldaten

(Einige Namen historischer Personen sind im Stück verändert)

1. B I L D

Im Hause des Kaufmanns Kersten im Oktober 1806
Christiane Kersten legt Blumen auf einen festlich gedeckten Tisch

- Christiane: *(fröhlich und eilig)* Mama! . . . Mamachen!
- Frau Brandt: *(kommt eilig herein)* Was gibt's denn, Kind? Sie kommen doch nicht etwa schon?
- Christiane: Mamachen, kommen Sie doch her, bitte, kommen Sie doch schnell her und sehen Sie die Tafel an. Sagen Sie doch, daß ich's schön gemacht habe.
- Frau Brandt: Muß denn Mutter zu allem Ja und Amen sagen, wo's doch jetzo so pressieret?
- Christiane: Liebste Mutter, sagen Sie doch, wie's Ihnen gefällt.
- Frau Brandt: Schön hast du's gemacht, mein Kind, gewißlich sehr schön. Und die Tischkärtchen hast du auch schon aufgelegt? Wie hast du sie denn gesetzt, deine lieben Gäste? Was denn, dich hast du ganz ans Ende der Tafel plazieret mit deinem Karl Friedrich? Karl Friedrich am Morgen, Karl Friedrich am Mittag, Karl Friedrich am Abend und Karl Friedrich in der . . .
- Christiane: *(hält ihr den Mund zu)* Ich habe ihn doch nun einmal so lieb. *(umarmt die Mutter)* Liebste Mutter, ich bin ja so unsagbar glücklich . . .
- Frau Brandt: *(liebevoll)* Pst, pst, darüber spricht man nicht.
- Christiane: Ich muß es aber sagen, Ihnen muß ich es sagen, Mutter. Manchmal meine ich, ein solches Glück könne man nicht lange ertragen, oder es könnte nicht von Bestand sein — — unser großes Glück.
- Frau Brandt: Du Liebes, Sorge nur, daß du es mit Würde trägst, das große Glück und bitte den lieben Gott, daß er es dir erhält. Es wird sich auch das Leid noch einstellen.
- Christiane: Ich habe Furcht, daß uns der böse Krieg das Glück zerstören könnte.
- Frau Brandt: I, was kümmert dich der Krieg? Dein Karl Friedrich ist kein Soldat. Ein Kaufmann führet seinen Handel und der Bonaparte seinen Krieg. Es treibe eben jeder sein Geschäft. — — — Und wir dummen Frauenzimmer tratschen hier, und in kurzem kommen die lieben Paten mit dem Lütten aus der Kirche! *(Sie will zurück in die Küche, Christiane blickt auf die Straße und ruft sie zurück)*
- Christiane: Mamachen, sie kommen schon! Kommen Sie, kommen Sie schnell! *(Frau Brandt kommt zurück)*
 Ach, Mama, wie freue ich mich! Das Glück, das große, große Glück! Lieber Gott, ich danke dir, daß du mich das erleben lässest . . . *(sie sinkt der Mutter an die Brust, beide blicken auf die Straße)*
- Frau Brandt: Wie behutsam Carolinchen den Lütten trägt . . .

- Christiane: . . . und der Kämmerer weicht nicht von ihrer Seite . . .
- Frau Brandt: . . . und Tante Minchen und Tante Linchen eskortieren sie . . .
- Christiane: . . . und mein Karl Friedrich mit strahlender Miene neben Madame Schraderin und dann die beiden Bürgermeister . . .
- Frau Brandt: . . . und der Herr Major mit Madame Krügerin . . .
- Linchen: (*eilt herein*) Christianchen, daß du dies nicht miterlebt hast . . .
- Minchen: (*ebenso zu Frau Brandt*) Riekchen, hundert Taufen habe ich miterlebt, aber, mon Dieu, eine so feierliche noch nicht!
- Linchen: Laß dich umarmen, Christianchen, du hast ein kluges Kind! Wie er den Herrn Pastor angesehen hat! Wie . . . wie König Salomo!
- Minchen: Mon Dieu, als ob er es verstünde!
- Linchen: . . . und Carolinchen, wie majestätisch sie aussah, als sie mit dem Lütten am Taufbecken stand, wie unsere geliebte Königin Louise!
Caroline Neumann und der Kämmerer Schulze kommen, Caroline trägt den Täufling)
- Minchen: (*schluchzend*) Da kommen sie. Welch göttliches Bild . . .!
- Caroline: Da bring' ich dir dein artiges Söhnlein, liebste Christiane. Möge es euch der liebe Gott erhalten und ihm seine guten Eltern, dich und deinen Karl Friedrich.
- Christiane: Innigsten Dank, du Liebe. Könnt' ich es teilen, mein großes Glück, ich teilte es mit dir (*sie umarmen sich*).
- Linchen: Sieht er nicht unserm geliebten König ähnlich?
- Schulze: In Potsdam wäre solches Wort kein Kompliment.
- Minchen: Mon Dieu, dem König ähnlich, keine Spur.
(Kersten und Frau Schrader kommen)
- Frau Schrader: Ach was, seinem lieben Papa sieht er ähnlich!
(Schrader und Krüger kommen)
- Kersten: Hoffentlich wird uns die Mama unterscheiden können.
- Krüger: Sonst könnte es sein, daß Sie die Prügel kriegen, wenn er ein Malheur angerichtet hat. (*Gelächter*)
- Schrader: Lieber Krüger, er wird eh die Küßchen mit dem Lütten teilen müssen, als die Schläge, was Christianchen?
- Christiane: (*neckisch*) Sie reichen immer noch für beide! (*sie küßt das Kind, dann Kersten*)
(Major v. Bärwald und Frau Krüger kommen)
- v. Bärwald: . . . Exzellenz von Seydlitz verblieben aber seelenruhig mit seinen 30 Schwadronen im Hufebruch und ließen Seiner Majestät sagen . . .

- Frau Krüger: . . . Sire, nach der Bataille können Sie mir den Kopf vor die Füße legen lassen, während der Bataille brauche ich ihn selber noch.
- Krüger: *(leise zu Schrader)* Jetzt ist er bei der Schlacht bei Zorn-dorf . . .
- v. Bärwald: Potz Blitz, Madame, woher wissen Sie denn das?
- Frau Krüger: Aber, Herr Major, so was weiß man doch. *(ironisch)* Das gehört doch zum Bildungsschatz jeder Hausfrau . . .
- v. Bärwald: Na ja, da haben Sie natürlich recht, Madame . . .
- Kersten: Liebe Freunde, wir wollen doch hier nicht stehen bleiben. Bitte nehmen Sie Platz!
- Frau Brandt: Ja, bitte, setzt euch doch. Frau Bürgermeisterin, Herr Major, bitte, es wird sofort serviert! Herr Bürger-meister . . .
- Schrader: Danke, danke, ist gut gemeint, aber wer soll denn schon wieder essen können?
- Frau Schrader: Ach ja, man ist noch so satt, nicht wahr?
- Kersten: Liebe Mama, dann müssen wir eben noch ein halbes Stünd-chen warten. Mein Sohn ist allerdings anderer Meinung, als unsere lieben Gäste, der will alle zwei Stunden was.
- Krüger: Wenn ich es so serviert bekäme wie der Lütte, dann wollte ich alle Stunden was. *(Gelächter)*
- Frau Krüger: Das ist nun ein Bürgermeister und macht solche Späße in Damengesellschaft. Sollst dich was schämen, Krüger!
- Kersten: Ein Gläschen Wein darf ich aber doch wohl kredenzen lassen?
- v. Bärwald: Nun, ein Gläschen Wein schlagen nur die Muselmänner aus.
- Kersten: *(ruft den Diener)* Belitz! Belitz!
- Belitz: *(eilt herbei)* Herr Kersten?
- Kersten: Belitz, hole er uns mal 'n paar Bouteillen rauf. Für die Damen einen Muskateller, für die Herren einen Rotspon und für Herrn Bürgermeister Krüger eine . . . Liebfrauen-milch. *(Gelächter)*
- Belitz: Zu Befehl, Herr Kersten. *(eilt hinaus)*
- v. Bärwald: *(zu Krüger)* . . . und als die Grenadiere in dem mörderi-schen Kartätschenfeuer nicht mehr vorwärts wollten, riefen Seine Majestät . . .
- Krüger: . . . ihr verfluchten Kerls, wie lange wollt ihr denn noch leben?
- v. Bärwald: Richtig, lieber Krüger, genau das sagte er.
- Schrader: *(leise zu Schulze)* Bataille von Kollin.
- Belitz: *(tritt mit einem Tablett voller gefüllter Gläser vor den Major)* Mit Verlaub, Herr Major.

- v. Bärwald: Na, dann geb er mal her, Belitz. Er hat doch auch gedient, was?
- Belitz: Befehl, Herr Major, brandenburgisches Husarenregiment von Göcking, Leibschwadron, 3. Beritt.
- v. Bärwald: So, na denn sage er uns mal, was das Metier der Husaren in der Campagne ist.
- Belitz: Befehl, Herr Major. Feind im Rücken inkommodieren . . .
- v. Bärwald: Jawoll, wie Zieten bei Torgau. Bagage kassieren, Brücken demolieren, Estafetten abfangen, Kriegskasse wegnehmen.
- Belitz: Befehl, Herr Major, Kriegskasse wegnehmen!
- Krüger: (*spottend*) Also, Belitz, dann denk' er man immer dran. Wenn der Napoleon hier mal vorbeikömmt, dann ziehet er vom Leder, haut ihm übern Nischel und nimmt ihm die Kriegskasse weg. Ohne Dukaten kann auch der Empereur keinen Krieg mehr führen.
- Belitz: Befehl, Herr Bürgermeister!
- Frau Krüger: Daß du doch deine Späße nicht lassen kannst, wo der Feind mitten im Lande steht.
- Schulze: Frau Bürgermeisterin, ich denke, der Herr Gemahl versteckt hinter seinem Humor nur die große Sorge, die er um das Vaterland und unsere Stadt im Herzen trägt.
(*Man hört den Postillion blasen*)
- Christiane: (*freudig erregt*) Der Postillion bläst. Das ist die Post aus Berlin! Jetzt kömmt Alexander!
- v. Bärwald: Meine Herren, sie vergessen, daß dieser korsische Parvenu noch nie gegen preußische Truppen gekämpft hat. (*er erhebt sich*) Was wollen seine Siege gegen die Muselmänner bei den Pyramiden, gegen die Italianos, gegen die Oestreicher und die deutschen Kleinstaaten schon besagen. In diesen Tagen wird seine Majestät von Pöbels Gnaden mit seinen Sansculotten zum ersten Male der glorreichen Armee Friedrichs des Großen entgentreten müssen. Seine Majestät, unser erhabener König, Seine Hoheit, der Herzog von Braunschweig, und Seine Durchlaucht, der Fürst von Hohenlohe werden ihn in die Zange nehmen, und dann ist es aus mit dem welschen Kikeriki!
- Linchen: (*ekstatisch*) . . . und unser Prinz Louis Ferdinand wird ihn attakieren.
- Krüger: Gotte gebe, daß Sie recht behalten, Herr Major. Man sagt, er sei ein Feldherrngenie und brauche seine Kerls nicht ins Feuer zu treiben, sie seien wie die Teufel, wenn sie Pulver röchen.
- v. Bärwald: Ah, auf solches on dit gebe ich nichts. Wo kömmt er denn her, der Bonaparte? Von der Artillerie! Noch nie ist aus dieser Waffe ein Feldherr hervorgegangen. Seine Gegner ließen sich nur alle durch seine Tirailleur-

taktik ins Bockshorn jagen. Das hätte dem großen Friedrich nicht passieren können.

Meine Damen und Herren! Eine Armee, die auf dem Fundament eines bis in die Knochen königstreuen Bürgertums ruht, die nach der Taktik Friedrichs des Einzigen ficht und von einem Offizierscorps geführt wird, das sich allein aus den Familien des preußischen Adels rekrutiert, eine solche Armee ist nicht zu schlagen. Sie wird einen Napoleon und seine grünschnäbeligen Generäle, die aus dem Pöbel stammen — *attaquer toujours* und wird Sieg auf Sieg an ihre Fahnen heften. Hierauf erhebe ich mein Glas. Unsere glorreiche preußische Armee, unser erlauchter allergnädigster König und oberster Kriegsherr und unsere geliebte Königin Louise, Vivat, Vivat, Vivat!

- Alle: Vivat! Vivat! Vivat! (*sie stoßen an und trinken*)
(*Alexander stürmt herein*)
- Christiane: (*sehr freudig*) Alexander! (*er eilt zu Frau Brandt und umarmt sie*)
- Frau Brandt: Lieber Junge!
- Alexander: Geliebte Mama!
- Frau Brandt: Du bist so echauffieret, ist dir was zugestoßen?
- Alexander: Vergebung . . . ich . . . liebste Schwester, lieber Schwager . . . laßt euch meine innigsten Glückwünsche sagen. (*umarmt beide*)
- Christiane:
Kersten: Wir danken dir, lieber Bruder.
- Frau Schrader: Was ist ihm nur, es muß etwas passiert sein.
- Alexander: Herr Major . . . Herr Bürgermeister . . . meine Damen . . . verzeihen Sie, ich . . . ich bin so erregt . . . ich . . . ich bringe schreckliche Depeschen!
- Linchen: Großer Gott, etwa vom Kriegsschauplatz?
- Alexander: Ja, Napoleon hat die preußischen Armeen vernichtend geschlagen.
- v. Bärwald: Herr Studiosus, das ist nicht möglich, Sie haben törichten Gerüchten Glauben geschenkt!
- Alexander: Wollte Gott, es wäre so, Herr Major. Am 14. schlug Napoleon den Fürsten Hohenlohe bei Jena, und gleichzeitig wurde die Armee des Königs von Marschall Davout bei Auerstädt geschlagen. Das Heer ist in voller Auflösung. Es flieht auf Magdeburg zurück. Der König ist bereits in Berlin. Der Hof bereitet seine Abreise vor, man sagt nach Ostpreußen. (*große Stille*)
- Minchen: Unsre arme, arme Königin . . .
- Alexander: Berlin brodeln wie ein Hexenkessel. Die stolzen Herren vom Regiment Gensdarmes sieht man in zerrissenen Uniformen und ohne Waffen, und das Volk speiet vor ihnen aus.

- v. Bärwald: Das ist gelogen! Das ist eine infame Verleumdung!
- Alexander: Dem Herzog von Braunschweig soll eine Kugel durch beide Augen gegangen sein. Der Kommandant von Berlin befahl: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, ich habe die Affichen selber gelesen.
- Minchen: . . . und unser Prinz Louis Ferdinand?
- Alexander: Louis Ferdinand ist schon einige Tage vorher bei Saalfeld den Heldentod gestorben. *(tiefe Stille)*
- Schulze: Mein Gott, warum strafest du uns so hart . . . ?
- Schrader: Kommen Sie, lieber Krüger, wir müssen aufs Rathaus.
- Frau Schrader: Aber das alles ist ja furchtbar . . .
- Minchen: Herr Major, was wird denn nun?
- v. Bärwald: *(wütend)* Was bedeutet schon eine verlorene Bataille? Friedrich gab bei Kollin auch nicht auf und gewann die Campagne.
- Christiane: Mich schauerts . . .
- Frau Brandt: Es ist kalt geworden. Kommet herein. Gebet mir den Lütten. Bitte, kommet alle herein.
- Schulze: Bitte auch mich zu entlassen. Ich will auch aufs Rathaus gehen. Gevatterin . . . Mademoiselle Neumann . . . meine Damen . . . *(zu Kersten)* lieber Freund . . .
- (Die Damen und Bärwald gehen ins Zimmer, Kersten geht mit Schulze zur Straße hin ab, Christiane geht als letzte und wendet sich plötzlich)*
- Christiane: *(sehr ängstlich)* Karl Friedrich!
- Kersten: *(kommt zurück)* Ja, Christiane?
- Christiane: *(voller Angst)* Ich dachte . . . du bist . . . weggegangen . . .
- Kersten: Warum sollte ich weggehen? Ich habe nur Gevatter Schulze hinausbegleitet.
- Christiane: Karl Friedrich, du darfst nie von mir gehen. Ich fürchte mich, wenn du nicht bei mir bist.
- Kersten: Du liebes, kleines, dummes Kind. Ein Kaufmann muß doch seinen Geschäften nachgehen.
- Christiane: *(an seiner Brust liegend)* Mir ist so weh, so bange. Sage, daß du mich nie verlässest.
- Kersten: *(streichelt sie zärtlich)* Du . . . *(er küßt sie zart)*
- Christiane: *(in banger Erregung)* Du versprichst es mir nicht?
- Kersten: *(sehr liebevoll)* Du mußt jetzt stark und tapfer sein, mein Kleines. Du zitterst ja. Nimm deinen Schal. Komm, Geliebtes, wir wollen zu unserem Kinde gehen.
- (er legt den Schal um ihre Schultern und führt sie liebevoll ins Zimmer)*

Das Geheimnis von Perleberg

Historische Novelle

Fortsetzung

Wortlos wandte sich der preußische Offizier ab und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

Noch selbigen Tages war er nach Berlin geeilt, hatte dem Gouverneur, Generalleutnant v. L'Estoq, Meldung erstattet und um Verhaltensmaßregeln gebeten.

Man befand sich in einer heiklen Situation. Einerseits mußte man vermeiden, den Kaiser und seine Polizei zu reizen.

Eben erst war es mit großer Mühe gelungen, nach jenem im Frühjahr dieses Jahres zusammengebrochenen Schill'schen Abenteuer das Mißtrauen Napoleons gegen Preußen halbwegs einzuschläfern. Andererseits durfte man es mit England nicht verderben. Wenigstens mußte man nach außen hin das Ansehen der preußischen Regierung zu wahren versuchen.

Es stellte sich heraus, daß dem Berliner Polizeipräsidium von Paris ein Wink gegeben war, man fahnde auf Bathurst. Aus diesem Avis konnte man schließen, daß es Napoleon lediglich darauf ankam, sich der Papiere, vielleicht auch der Person des Gesandten zu bemächtigen, um ihn evtl. als wertvolles Faustpfand ausspielen zu können.

Klitzing hingegen vertrat die Ansicht, daß der Lord unmöglich lebendig die Mauern Perlebergs verlassen haben, noch viel weniger dort als Gefangener zurückgehalten sein könne. Seiner Auffassung, daß man den Diplomaten in Perleberg beseitigt habe, schloß sich auch das Gouvernement an. In Berlin war man überzeugt, daß es den Agenten Fouchés gelungen sein dürfte, ihren Vorsprung auszunutzen und sich mit den erbeuteten Papieren aus dem Staube zu machen. Wahrscheinlich seien auch alle übrigen in diese unerquickliche Angelegenheit verwickelten Personen längst dem Arme der preußischen Behörden entrückt. So glaubte man, daß man jetzt die Nachforschungen nach dem Verbleib des unglücklichen Opfers von Amts wegen in die Hand nehmen könne, ohne die Herren Franzosen vor den Kopf zu stoßen. Bei allen Instanzen bestand auch nicht der leiseste Zweifel, daß bei Lord Bathursts Verschwinden einzig und allein politische Beweggründe in Frage kämen.

Dem wackeren Kommandanten muß es zur Ehre angerechnet werden, daß er den Winkelzügen aller leisetretenden Zivil- und Militärdienststellen

fernstand. Rücksichtslos hat er bis zuletzt seine Pflicht und Schuldigkeit getan. Ebenso eifrig wie gewissenhaft war er bemüht, ohne Schonung von Person und Sache, das „Geheimnis von Perleberg“ aufzuklären.

Nach eingehenden Vorbereitungen ordnete er an, am 30. November durch ein Massenaufgebot von Soldaten, Bürgern, Bauern und Förstern mit Hunden in und um Perleberg alles unterste zu oberst zu kehren. Sorgfältig wurde jeder Winkel abgesucht. Selbst die Stepenitz ließ man ab.

Von der Regierung war eine ansehnliche Belohnung ausgesetzt. Aber auch diese Generalrazzia verlief völlig ergebnislos.

*

Aus Fischer war nichts herauszubekommen. Er berief sich auf seine amtliche Eigenschaft und verweigerte die Aussage. Anfangs hatte er getobt und gedroht. Als sich aber Klitzing nicht einschüchtern ließ, ergab er sich in sein Schicksal.

Der offenbar von Fischer beeinflusste Hilpert hatte zunächst ebenfalls auf seine Zugehörigkeit zur französischen Polizei gepocht. Nach 24 Stunden Dunkelarrest bei Wasser und Brot wurde er etwas kleinlauter. Nach weiteren 24 Stunden Einzelarrestes war sein Trotz gebrochen. Er war aus wesentlich weicherem Stoff geschnitzt als der den genießerischen Bonvivant schauspielernde Dicke.

Hilpert gestand, daß er, ein gebürtiger Sachse, seit zwei Jahren der französischen Polizei Spitzeldienste geleistet und in Wien dem sich Fischer nennenden Agenten zugeteilt gewesen wäre. Von diesem sei er als Diener bei Lord Bathurst eingeschmuggelt, dessen Vertrauen er sehr bald erwarb. Seine Tätigkeit hätte in einer sorgfältigen Ueberwachung des Gesandten bestanden. Direktiven seien ihm von Fischer, dem er täglich Rapport abstatten mußte, zugegangen. Ueber das Verschwinden des Lords wüßte er beim besten Willen nichts auszusagen, außer, daß sowohl Fischer wie er selbst unter keinen Umständen daran beteiligt seien. Im Gegenteil, von seinem Auftraggeber hätte er bereits ausführliche Weisungen für die Reise durch Mecklenburg erhalten. Man müßte annehmen, daß durch das spurlose Verschwinden des Gesandten Herrn Fischer ein Strich durch seine Rechnung gemacht sei. Desgleichen auch jenen Juden, die ebenfalls im Dienste der Polizei folgten und über deren Aufträge er sich nicht klar wäre. — Nach den Worten Fischers zu urteilen, könne der Lord gegen seine Begleiter Verdacht geschöpft haben und sei ihnen unter Zurücklassung seines Gepäcks entwischt.

Das Geständnis Hilperts hatte kein Licht in die geheimnisvolle Angelegenheit gebracht, sondern dieselbe nur noch verdunkelt. Im übrigen machten seine Angaben einen glaubwürdigen Eindruck. Nachträglich ergänzte Hilpert sein Geständnis dahin, daß er in der Post zu Perleberg zweimal von Fischer geschriebene Zettel den Juden zugesteckt hätte. Ueber den Inhalt

wüßte er nichts zu sagen. — Ob Fischer seinen Helfershelfer in seinen Plan nicht eingeweiht hatte?

Vielleicht war die Aufgabe der beiden Begleiter Bathursts erfüllt, wenn sie ihr Opfer bis nach Perleberg brachten und hier bis zur Dunkelheit festhielten. Möglich, daß jetzt Spezialisten den schwierigsten Teil der Aufgabe übernahmen.

Die französische Polizei arbeitete präzise wie ein Uhrwerk. — Wer von dem Raube eines königlichen Prinzen, jenes Herzogs von Enghien, auf neutralem Boden nicht zurückschreckte, würde der sich vor einem Bänditenstreich gegen die sakrosankte Person eines Gesandten scheuen? Letzten Endes wäre selbst ein Mord an dem Lord auch nur die Wiederholung eines Geschehnisses, die Quittung für die noch immer ungesühnte Ermordung des französischen Gesandten in Rastatt.

Was lag Fouché daran, wenn er eine ganze Welt brüskierte? Legte er doch seine Minen so teuflisch an, daß mit jeder derselben ein Teil des kaiserlichen Ansehens mit in die Luft flog.

Je mehr Klitzing nachsann, um so verworrener und unerklärlicher erschien ihm das Verschwinden.

War Fischer vielleicht ein betrogener Betrüger, den man vielleicht im letzten Augenblick um die schon so sicher in seinem Besitze gewähnte Beute geprellt hatte?

Ein Punkt, über den der Kommandant nicht hinwegkam, war der Gedanke, daß die Verfolger des Gesandten Helfershelfer in Perleberg gehabt haben müßten. Fremde hätten niemals ohne Beihilfe hier so restlose Arbeit verrichten können. Er, dem die Enge der spießbürgerlichen Verhältnisse seinen Dienst schier unerträglich machte, mußte es wie zum Hohne erleben, daß hier eine Persönlichkeit von europäischem Ruf verlorengelassen konnte, ohne auch nur den leisesten Anhaltspunkt zu hinterlassen. Und das in einem Neste wie Perleberg, wo einer dem andern in den Kochtopf guckte.

War es denn überhaupt auszudenken, daß ein Gesandter Seiner Großmächtigen Großbritannischen Majestät einfach von Gottes Erdboden fortgeblasen war? Ob er vollkommen kopflos oder im Fieberdelirium davongelaufen war? Hatte man ihn auf der Landstraße erschlagen und wie einen Hund verscharrt?

Ist er gar nicht politischen Motiven, sondern einem gewöhnlichen Raubmord zum Opfer gefallen? Trug er nicht Gold und Edelstein prunkend zur Schau? Eine Schwäche, in so auffallender Aeüßerlichkeit auf Reisen zu gehen. Ein Flüchtling und Verfolgter, der durch gewählte Kleidung und Schmuck aller Augen auf sich zog, anstatt sich unbemerkt von dannen zu stehlen.

Ob doch etwas an jenem in der Stadt kursierenden Gerüchte wahr sein mochte?

Herr Gott, dann hatten jene Mörder, die es auf sein Gold und die Juwelen abgesehen, am Ende keine Ahnung von dem Werte der Dokumente, die bei den Gebeinen des Opfers moderten.

Hatte man ja die chiffrierten Depeschen als unbrauchbare Beute oder als gefährliche Spur einfach verbrannt . . . ?

*

Fouché, die große Kreuzspinne, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Tinte nur so spritzte. Beim Morgenrapporte hatte er die Nachricht von dem Entwischen Lord Bathursts erhalten.

Wie er den beiden schwarzen Unglücksrabben den Marsch blies, jenen Juden aus der Perleberger Post, hat kein fremdes Ohr vernommen. Als ob ihnen der Böse leibhaftig im Nacken säße, fuhren sie Tag und Nacht hindurch wie die wilde Jagd von Paris nach Straßburg und über den Rhein zu Schulmeister, dem deutschen Meisterspion Napoleons.

Er, dem der Kaiser in seinen deutschen Feldzügen unendlich viel verdankte, Schulmeister sollte helfen. Er allein war imstande, die verlorene Spur des Gesandten aufzunehmen, dort anzuknüpfen, wo Fischers Faden abgerissen.

*

Eine Woche später erschien in Perleberg, von der preußischen Regierung durch Kurier vorgemeldet, ein hoher englischer Beamter, zu dessen Unterstützung die Provinzial- und Ortsbehörden nachdrücklich angewiesen wurden.

Der Abend war angebrochen.

Soeben hatte ein neuer Kurier mit der Meldung von der Ankunft des Engländers seinen abgehetzten Gaul vor dem Rathause angebunden, als ein älterer, dunkelgekleideter Herr in schwarzem Ueberrocke in das Haus des ehemaligen Rendanten Kleiber trat . . .

Eine Viertelstunde später fuhr der englische Kommissar, ein älterer, dunkelgekleideter Herr, am Rathause und bei der Kommandantur vor. Er sprach über verschiedene Möglichkeiten, die dem Verschwinden des Gesandten zugrunde liegen könnten. Auch verfehlte er nicht, seiner persönlichen Befürchtung Ausdruck zu geben, daß der Lord einem Raubmord zum Opfer gefallen sein dürfte. Nachdem er sich Notizen gemacht, bedankte er sich im Namen seiner Regierung für die Mühewaltung, welche die traurige Affäre Behörden und Staat gemacht hätte.

Als er laut Quittung das versiegelte Gepäck des Gesandten übernommen, fuhr er mit frischen Pferden wieder nach Berlin zurück.

Wie ein Schatten war er aufgetaucht und verschwunden.

(Fortsetzung folgt)

„Wünsche“

Liebe Freunde, im übernächsten Monat besteht unsere Zeitschrift 3 Jahre — im April 1955 erschien das erste Heft. Für manche war diese Tatsache eine Überraschung, viele aber hatten sich eine solche Schrift gewünscht.

Unser Optimismus hat seitdem kaum eine Trübung erfahren, haben sich doch von nah und fern Mitarbeiter zur Verfügung gestellt. Ratschläge, Hinweise und helfende Kritik kamen. Ohne diese Hilfe könnte auch eine solche Heimatzeitschrift nicht existieren. Sie wurde immer mehr zu einer kollektiven Arbeit.

Es gibt aber auch Menschen, die sich keine Vorstellung machen können, wieviel Mühe und Arbeit dazugehören, um monatlich mit einem neuen Heft aufwarten zu können. Sie werden es zur Hand nehmen, sich freuen oder es auch manchmal enttäuscht wieder fortlegen, wenn es nicht gerade das enthält, was sie erwartet haben. Diese Leser wünschen sich also etwas anderes. Das ist durchaus verständlich und zeigt, daß wir noch vielseitiger werden müssen. Das heißt natürlich auf der anderen Seite, daß wir den Wünschen dieser Leser unsere Wünsche entgegensetzen müssen, nämlich uns zu helfen. Dabei ist es gleich, ob eine Arbeit druckreif ist oder nicht, nur muß sie sauber und leserlich geschrieben sein, Maschinenschrift mit einem Durchschlag hilft uns sehr bei unserer Arbeit.

Etwas Wichtiges! Die meisten Einsender von Arbeiten vergessen, uns Bildmaterial zu geben. Wo sind die Fotografen und Zeichner?

Alle Arbeiten, Bild und Text, werden auf Wunsch honoriert.

Fotos sollten möglichst kontrastreich sein und auf hartem, weißem und glänzendem Papier abgezogen sein. Bei Zeichnungen wird schwarz-weiß bevorzugt.

Schreiben Sie auf alle Arbeiten Ihren Namen und vermerken Sie, ob diese zurückgesandt werden sollen.

Was uns besonders interessiert? Es ist das Neue, was überall um uns entsteht. Nicht nur die Bauten und die Produktion sind es, sondern auch das neue geistige und gesellschaftliche Leben, was sich überall regt und

Früchte trägt. Schreiben Sie uns davon und senden Sie Bilder mit!
„... und wo Ihr 's packt, da ist 's interessant“, um mit Goethe zu reden.

Ich denke dabei nicht zuletzt an die Arbeitsgemeinschaften im Kulturbund und in anderen Organisationen. Überhaupt kommen die aktuell-kulturellen Probleme in unserer Zeitschrift zu kurz, sehr zu meinem Leidwesen, denn gerade hier gibt es doch eine Fülle von Problemen zu behandeln.

Wie steht es mit den Beiräten für Kultur bei den MTS? Sind die durchgeführten Kulturkonferenzen wirklicher Auftakt für neue, bessere Arbeit gewesen? Gute Beispiele sollten hier den noch Zurückgebliebenen den Weg zeigen.

Noch etwas anderes: Es gibt besonders in Lehrerkreisen die Meinung, diese Zeitschrift soll nur dem Heimatkundeunterricht dienen. Das aber ist ganz und gar nicht unsere Auffassung. Unsere Konzeption ist, auch für den Heimatkundeunterricht zu arbeiten, das haben wir mit vielen Arbeiten bewiesen. Also, liebe Freunde in den Schulen, bitte, etwas Rücksicht auf andere Leser.

Es sollte auch in keinem Fall soweit kommen wie in einer Perleberger Schule, daß es abgelehnt wird, „Unsere Heimat“ weiterhin zu verkaufen mit dem Bemerkten, „sie sei so schlecht geworden“. Inzwischen hat an dieser Schule den Verkauf von „Unsere Heimat“ ein Bundesfreund übernommen. Ihm gelang es, den Umsatz von Heften um 50 Prozent zu steigern.

Zum Glück sind das wirklich Einzelfälle, und so können diese die Arbeit aller Redaktionsmitglieder, die sämtlich ehrenamtlich arbeiten, kaum behindern.

Also, Freunde, wenn einmal ein Heft nicht so gut scheint, wie das andere, — nicht immer kann alles gleich gut sein, nicht schimpfen.

Sicher wird das nächste Heft mit Ihrer Hilfe so interessant, wie Sie es sich wünschen.

Die Redaktion schreibt folgende

Wettbewerbe

aus:

Wer schreibt die beste Erzählung?

Der Inhalt ist dabei nicht vorgeschrieben, er muß sich jedoch auf die Heimat (Prignitz) beziehen und noch nirgends abgedruckt sein.

Der Umfang der Arbeiten soll 10 Schreibmaschinenseiten nicht übersteigen.

Einsendeschluß ist der 20. März 1958.

Außer der üblichen Honorierung werden für die drei besten Arbeiten folgende Geldpreise vergeben:

1. Preis	DM 50,—
2. Preis	DM 30,—
3. Preis	DM 20,—

Fotowettbewerb

Für das Jahr 1958 wird ein monatlich sich wiederholender Wettbewerb für das beste und aktuellste Foto (oder Zeichnung) ausgeschrieben.

Die beste zur Veröffentlichung kommende Arbeit wird jeweils mit einem Preis in Höhe von 20,— DM ausgezeichnet.

Einsendetermin ist der 15. eines jeden Monats.

... und nun mit Mut und Freude an die Arbeit!

Das Heft enthält:

	Seite
Hans Seiler: Zum Titelbild	33
Ernst Stadtkus: Arbeit (Gedicht)	34
E. R. Müller: Vom Nackeler Gericht	35
Otto Wostmann: Die Sage vom „Faulen See“ bei Breddin	39
Otto Wostmann: Der Urnenfriedhof bei Breddin	41
An alle Natur- und Heimatfreunde!	48
Will Anders: Heimatspiel „Saat des Sturmes“, 1. Akt, mit Vorwort	50
Franz Schulz-Schleusenau: Das Geheimnis von Perleberg (Forsetzung)	58
Hans Seiler: „Wünsche“	62
Wettbewerbe der Redaktion	64

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: z. Zt. unbesetzt

Kyritz: Kurt Fischer, Kyritz, Maxim-Gorki-Straße 15

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Redaktionssekretariat: Perleberg, Parchimer Straße 9

Konto: Kreissparkasse Perleberg 1900

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: siehe Text Seite 33

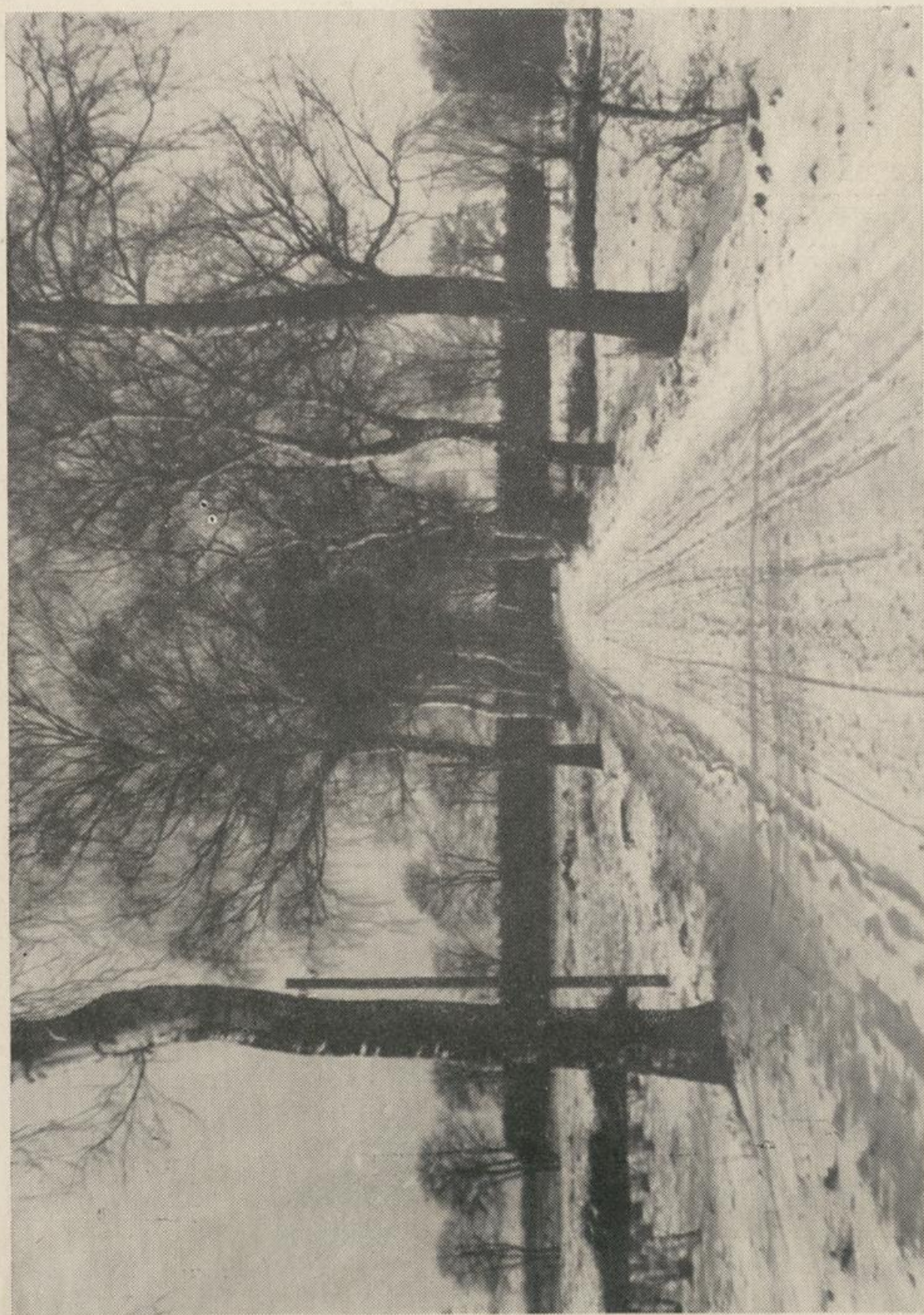
Februarheft 1958 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten

der Kreise Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 20/58 - 26



Aufn.: G. Schmalfuß, Perleberg

Perleberg, Birkenweg von „Neue Mühle“ zur Reetzer Mühle